

Instagram-Schreibworkshop #SchreibenGegenLangeweile mit Kathrin Lange

#GemeinsamGegenLangeweile



#SCHREIBEN
GEGEN
LANGeweILE

mit Kathrin Lange



Das war die Aufgabe beim Insta-Schreibworkshop #SchreibenGegenLangeweile mit Kathrin Lange



Wer wohnt hinter den verschlossenen Fenstern im Erdgeschoss? Ist es ein alter, fabelmächtiger Mann, der seit Jahrzehnten um seine große Liebe trauert? Ist es ein junges Mädchen, das einen Zwilling Bruder hat, von dem sie nichts weiß?

Ich bin sicher, Ihr habt noch viel bessere Ideen als ich!

Also los, Fabelmächtige!
Ran die Handys und an die Stifte!
Zeigt mir, was in Euch steckt!

#SchreibenGegenLangeweile

Charlotte Popp
|@ lotti_artiste|

Schattenzeichen



Charlotte Popp schreibt Geschichten seit sie zehn ist.

Am Anfang erzählte sie mit Papier und Stift, inzwischen tippt die 21-jährige fast jeden Tag am Laptop ein paar Zeilen. Für sie bedeutet schreiben, die Realität mit einigen Funken von Magie zu bereichern. Viele ihrer Werke sind deshalb Fantasy-Erzählungen.

Bisher wurde keines ihrer Bücher veröffentlicht. Mit den ersten Seiten von „Schattenzeichen“ beginnt ein Krimi, der in den Straßen von Paris spielt. Die Psychologie-Studentin wurde 1999 in Bayreuth geboren, sie lebt und schreibt in Würzburg.

Die Autorin

**Autorin und Schreibcoach Kathrin Lange über
„Schattenzeichen“ von Charlotte Popp:**



„Dies ist einer dieser Texte, bei denen man beim Lesen Paris sehen, hören, riechen und auch schmecken kann. Besonders die ganzen französischen Leckereien! Als ich für meine Recherchen für „Die Fabelmacht-Chroniken“ in Paris war, habe ich, glaube ich, alles, was in dieser Geschichte erwähnt wird, selbst gegessen. Ein toter Clochard, wie es ihn hier gibt, ist mir dabei zum Glück nicht vor die Füße gefallen.“

Die Luft war gesättigt mit Rauch. Er trieb mir die Tränen in die Augen, fraß sich in meine Lungen und drückte mir die Kehle zu. Mir blieb kaum genug Atem, um zu husten.

Fluchend stolperte ich durch das karge Wohnzimmer hinüber zur Küchenzeile. Mir graute davor, den Backofen zu öffnen, aber zumindest die Dunstabzugshaube schaltete ich ein. Dann stieß ich eines der großen Fenster auf, die hinaus auf die schmale Straße zeigten. Hinter dem Glas verdunkelten die geschlossenen Fensterläden den Raum. Mit zittrigen Fingern öffnete ich beide Holzflügel.

Die kühle Luft des Spätsommers sog den Rauch ins Freie, wo er sich über den Dächern der Stadt mit dem ewigen Smog mischte. Endlich erreichte neuer Sauerstoff meine Zellen. Ich atmete tief und gleichmäßig, bis sich mein Gehirn nicht mehr wie Wackelpudding anfühlte. Dann schaltete ich den Ofen aus, öffnete die Klappe und brachte mich mit einem großen Satz in Sicherheit vor der neuen Rauchwolke, die wie ein zorniges Tier aus der Röhre hervorschoss.

Der schwarze Klumpen im Inneren hatte wohl irgendwann einmal einem Kuchen geähnelte. Meiner Mutter gelang es selten, eine Sache zu beenden, die sie angefangen hatte, aber die Geste rührte mich trotzdem. Einen Moment überlegte ich, ob ich bei ihr vorbeischaun sollte, aber etwas hielt mich zurück. Schicksal vielleicht. Oder meine gute Laune, die ich mir nicht unbedingt vermiesen lassen wollte.

Erst jetzt fiel mir ein, dass ich noch immer Jacke, Schuhe und ein Stirnband trug. Sogar der Rucksack saß noch zuverlässig auf meinem Rücken. Entnervt stiefelte ich zurück in den kleinen Flur, pfefferte Schuhe und Tasche in eine Ecke, Jacke und Stirnband in eine andere. Als ich in den Wohnraum zurückkehrte, hatte sich ein Großteil des Rauchs verzogen. Der Anblick war dennoch kaum fröhlicher. Auf einem grauen Holzboden reihten sich ein Sofa, ein Sessel und der Esstisch aneinander. Außer einem hohen Regal, das fast die gesamte

hintere Wand einnahm, wurde der Raum nur noch durch die Kochecke gefüllt. Keine Bilder, kein Teppich, keine Pflanzen.

Ich verharrte unschlüssig in der Mitte des kleinen Raumes. Eigentlich sollte ich aufräumen, nach Mutter sehen, einkaufen und vielleicht etwas essen. Aber meine Füße taten das, was meine Gedanken sich nicht trauten zu denken. Ich drehte auf dem Absatz um, huschte zur Wohnungstür hinaus und hüpfte die wenigen Stufen hinunter in den Hausflur. Links führte eine große Holztür auf die Straße, rechts ging es über drei Stufen und einen schmalen Gang mit Steinboden hinüber ins Café von Madame Margaux.

Flink und auf Socken lief ich über die kühlen Steine, die grau wie die Wände waren. Schon von Weitem hörte ich die vertrauten Geräusche des Cafés. Besteck klapperte, Menschen unterhielten sich leise und die Kaffeemaschine summt ihr eigenes Lied. Ich schlüpfte durch den dünnen Vorhang aus bunt gemustertem Stoff hindurch und fand mich augenblicklich in der wunderbaren Atmosphäre des Cafés wieder. Der Duft von Kaffee mischte sich mit dem von frisch gebackenen Croissants und süßen Apfelkuchen.

Das Café wirkte wie der Sonnenaufgang.

Auf dunklen Holzdielen standen edle Holzmöbel, deren helle Polster mit der apricotfarbenen Wand harmonierten. In den großen Schaufenstern leuchteten die feinsten französischen Desserts auf sonnengelben Tüchern angerichtet den vorbeilaufenden Passanten entgegen. Neben Eclairs stapelten sich Macarons, Brioches und Madeleines. Windbeutel zierten Etagere, die inmitten von Tartes, Flans und Viennoiseries auftrugen.

Madame Margaux lief geschäftig zwischen den wenigen Tischen hin und her. Ihre weiße Bluse hob sich strahlend von ihrer dunklen Haut ab. Gerade stellte sie zwei große Tassen Cappuccino vor zwei älteren Damen ab, die sich lächelnd bedankten.

Florian stand hinter der Theke und bediente den großen Kaffeevollautomaten, der wie ein schwarzes Biest direkt neben der Spüle in der Ecke hockte. Mit geübtem Griff schaufelte er die Kaffeebohnen aus einer Blechdose in das dafür vorgesehene Fach des Geräts und kümmerte sich anschließend schwungvoll darum, drei Pain au Chocolat auf einen weißen Teller zu drapieren.

Madame Margaux war gerade auf dem Weg zurück zur Theke, als sie mich bemerkte. „Arianne, Liebes! Wie schön, dass du vorbeischaust. Gib mir doch bitte mal das Glas Wasser neben dir, ja?“ Sie strahlte mich mit ihren weißen Zähnen an, und sofort wurde mir ganz warm ums Herz.

Lächelnd reichte ich ihr das Glas und sie trank es in großen Schlucken leer. „Ich bin gleich wieder da.“ Sie pflückte Florian den Teller und eine Tasse schwarzen Kaffees aus der Hand, ehe sie zielstrebig auf einen Tisch in der Ecke des Cafés zusteuerte.

Florian zwinkerte mir zu. „Hey Ria, mal wieder davongelaufen?“

Ich seufzte und ließ mich auf den Stuhl sinken, der direkt neben dem Durchgang bereitstand, falls Margaux zwischendurch eine Verschnaufpause brauchte. „Maman hat für mich einen Kuchen gebacken ...“

Florians Augenbrauen hüpfen um einige Zentimeter in die Höhe, während er schon wieder Kaffeebohnen schaufelte.

„...aber als ich heimkam, war er schwarz wie Ruß und unsere ganze Wohnung bestand nur noch aus Rauch. Ein Wunder, dass sie nicht alles abgefackelt hat.“

Florian sah mich mitfühlend an, dann drückte er mir eine Tasse Kaffee mit Milch und einen Teller mit einem Croissant in die Hand.

Ich lächelte ihm dankbar zu. „Manchmal würde ich am liebsten gar nicht mehr zurückkommen“, murmelte ich leise.

„Iss, dann geht es dir besser.“ Florians braune Augen blickten mich mit entwaffnender Offenheit an. Er sah jedem so klar ins Gesicht. Einen Moment glaubte ich, das Band zu sehen, das die lange Freundschaft zwischen uns gewoben hatte. Er verstand mich immer. Dann kehrte er zurück zu seiner Kaffeemaschine und dem Gebäck und der Moment war vorbei.

Ich aß das wunderbar luftige Croissant und trank den perfekten Kaffee, bevor ich mich verabschiedete. Die Minuten im Café bei Margaux und Florian waren immer wieder belebend, doch die Arbeit würde nicht auf mich warten. Was ich heute nicht schaffte, fiel mir morgen vor die Füße.

Margaux winkte mir fröhlich zu, Florian verabschiedete sich mit einem Nicken.

Plötzlich hatte ich es eilig, zurück in die Wohnung zu kommen. Hastig sprang ich die Stufen hinauf und schloss die alte Holztür auf, die in unsere Wohnung führte. Drinnen wehte mir die kühle Brise des späten Sommers entgegen. Natürlich, ich hatte das Fenster offengelassen. Maman wurde jedes Mal unglaublich wütend, wenn ich es wagte, ein Fenster oder gar einen der Fensterläden zu öffnen, doch zu meinem Glück schien sie ihr Zimmer noch nicht verlassen zu haben. Ein Streifen Sonnenlicht hatte sich durch den grau verhangenen Himmel gekämpft, der nun als schmaler Finger über die farblosen Holzdielen tastete. Beinahe andächtig streckte ich die Hand aus, ließ sie von den Strahlen berühren, die ihre Wärme noch nicht vollständig verloren hatten.

„Was soll das? Mach sofort das Fenster zu!“

Ich fuhr herum, obwohl meine Mutter nicht laut gesprochen hatte. Barfuß stand sie da, die blutunterlaufenen Augen erbarmungslos auf mich gerichtet. Unter den Ärmeln des weiten T-Shirts hingen ihre dünnen Arme heraus, die strähnigen Haare waren in einem unordentlichen Zopf

zusammengefasst. Mit zittrigen Schritten steuerte sie auf mich zu.

Eilfertig huschte ich zum Fenster und verschloss es.

Mamans Schultern sackten herab und ihre Wut verflog. „Hast du den Kuchen gesehen, den ich dir gemacht habe?“ Ihre Stimme klang schwach. Ging es ihr wieder schlechter?

Ich wollte ihr helfen, zögerte aber. Sie würde mich zurückstoßen, wie immer. „Ja Maman, habe ich.“

Mit einem Seufzer ließ sich die schmale Gestalt meiner Mutter auf das Sofa fallen. Staub wirbelte auf. Wann hatte ich das letzte Mal abgestaubt? „Gut, dass du nichts gekocht hast. Der Strom wird langsam knapp. Meine Lampe hat heute schon den ganzen Tag geflackert.“ Meine Mutter saß reglos da, als spräche sie zur Wand.

„Ich koche heute noch, Maman. Der Strom wird schon reichen. Vielleicht braucht deine Lampe nur eine neue Glühbirne.“ Ich kniete mich vor sie, wollte ihre Hand nehmen, aber sie entriss sie mir wieder mit erstaunlicher Kraft.

„Du weißt genau, dass das zu teuer ist“, fauchte sie.

Ich nickte traurig, auch wenn ich ihr zu gerne widersprochen hätte. Es hätte zu nichts geführt. Ich verharrte vor ihr sitzend, während sie auf einen Fleck an der Wand stierte.

Schließlich raffte ich mich auf. Ich musste dringend einkaufen, und Mutter würde auch ohne mich zurechtkommen. Ich sammelte zwei Einkaufstaschen ein, zog mir Schuhe und Jacke über und verabschiedete mich von Maman. Es kam keine Reaktion. Nicht dass ich eine erwartet hätte.

„Einunddreißig Euro siebenundachtzig.“ Der Kassierer nahm gelangweilt die Scheine entgegen, die ich ihm reichte.

Ächzend schleppte ich die Tüten aus dem Supermarkt und kämpfte mich den überfüllten Gehweg der Rue Saint-Dominique entlang. Touristen und Einheimische drängten sich

gleichermaßen in Richtung Champ de Mars, der dichte Verkehr schob sich im Schneckentempo über den Asphalt und Fußgänger überquerten die Straße, wo es ihnen gerade beliebte. Über allem schwebte der französische Flair am Ende eines heißen Sommers.

Innerlich schimpfend erreichte ich die nächste Abzweigung und flüchtete mich in eine kleine Seitenstraße, wo deutlich weniger Menschen waren. Die Einkaufstaschen schnitten mir in die Handflächen. Mit Sicherheit zeigten sich jetzt schon knallrote Striemen. Zum Glück war es nicht mehr weit. Schon konnte ich das Eckhaus sehen, in dessen Erdgeschoss das Café von Madame Margaux lag. Um diese Zeit waren die großen Schaufenster aber längst verhängt und hinter der Tür hing ein Schild, auf dem *Fermé* stand.

Direkt daneben lag der Eingang zu unserer Wohnung.

Die große Holztür quietschte widerstrebend, als ich sie mit dem Fuß aufschieben wollte, aber schließlich gab sie nach und schwang nach innen auf. Ächzend zerrte ich die Taschen hinter mir her in den Hausflur. Dort verschnaufte ich kurz. Bevor ich mir zu genau überlegen konnte, wie viele Stufen noch vor mir lagen, sammelte ich mein Gepäck wieder ein und schleppte mich in den ersten Stock. Aus den Tiefen meiner Jeans kramte ich den Wohnungsschlüssel. Von dem schweren Einkauf zitterten meine Finger so sehr, dass ich das Schlüsselloch kaum traf.

In der Wohnung dahinter war es still und dunkel. Ich kickte die Tür mit der Ferse zu, mit dem Ellenbogen betätigte ich den Lichtschalter. Dann schleppte ich die Tüten bis zum Esstisch, wo ich sie erleichtert absetzte.

Meine Mutter saß genauso auf dem Sofa, wie ich sie zurückgelassen hatte. Sie blinzelte einige Male in das helle Licht, bevor ihr Blick wieder starr an der Tapete klebte.

„Hallo Maman.“

Zuerst reagierte sie gar nicht. Dann sprang sie plötzlich auf, stand einen Moment kerzengerade mit dem Gesicht zur Wand, bevor sie in ihr Zimmer stolperte. Die Tür knallte laut in der stillen Wohnung.

Ich seufzte. *Kein Problem Maman, ich räume den Einkauf sehr gerne allein auf.* Ich ignorierte die aufkeimende Wut in mir und sortierte Gemüse in den Kühlschrank, stapelte Nudelsaucen in ein Regal und füllte die Müslidosen auf. Die Kartoffeln kippte ich in eine große Holzkiste, die unter der Spüle in der Dunkelheit stand. Zum Schluss kamen noch Erbsen, Fisch und Broccoli in den Gefrierschrank und Äpfel, Nektarinen und Weintrauben in eine Obstschale.

Als ich auf die Uhr sah, war es gerade halb sieben. Mein Magen verlangte nach Essen, aber ich hatte keine Lust, etwas zu kochen. Maman würde es entweder nicht anrühren, oder schimpfen, also konnte sie ebenso gut ein belegtes Brot essen. Ich toastete mir selbst zwei Scheiben, die ich mit Camembert und Gurke belegte. Mutter stellte ich einen Teller auf den Tisch.

Kauend und mit dem Teller in der Hand verzog ich mich in mein Zimmer, wo ich mich auf das schmale Bett warf. Hier war der einzige Ort in der Wohnung, an dem es nicht ständig dämmrig war und nach abgestandener Luft roch. Die Fensterläden waren geöffnet und das warme Licht der Abendsonne sickerte durch die Scheiben. Direkt vor dem Fenster stand ein alter Schreibtisch, auf dem sich Papiere, Bücher und Stifte stapelten. Daneben machte sich an der Wand mein Kleiderschrank sehr breit. Außer einigen Bücherregalen über meinem Bett war das Zimmer leer.

Ich rollte mich auf den Rücken und starrte die Decke an, während ich nach dem zweiten Brot griff. Vielleicht sollte ich das schöne Wetter noch nutzen und hinunter an die Seine fahren. Man wusste nie, wann die kalten Tage des Herbstes anfangen.

Andererseits hatte ich keine große Lust, mich nochmal durch die Scharen von Touristen schieben zu müssen. Am Eiffelturm war bestimmt die Hölle los.

Ich zog schließlich doch los. Ich schnappte mir das blaue Fahrrad meiner Mutter und brauste mitten hinein in den Pariser Abendverkehr. Ich fuhr hinunter zur Rue de Grenelle, kreuzte die Avenue de la Bourdonnais und bog schwungvoll Richtung Eiffelturm ab. Durch das Abendlicht schien die Konstruktion weichgezeichnet, aber es täuschte nicht über die Stahlstreben hinweg, die in mir Bilder von schwarzem Qualm, Industrialisierung und dem Ende der anmutigen Architektur hervorriefen. Das Wahrzeichen von Paris erschien mir überbewertet im Vergleich zu Notre-Dame, Sacré Coeur, Champs-Élysées oder Louvre. Das davorliegende Marsfeld war überfüllt mit Menschen, die auf Picknickdecken den Abend genossen.

Ich brauste an ihnen vorbei, ließ den Eiffelturm rechts liegen und fand mich am Ufer der Seine wieder. Wie von allein summte ich ein kleines Lied, während mir das Wasser wellenschlagend zuwinkte.

Schon sah ich mein Ziel vor mir liegen: die Pont de Bir-Hakeim. Von dort führten Stufen hinunter zur Allée des Cygnes, einem breiten baumgesäumten Weg, auf dem man die Stadt eine Weile vergessen konnte. Ich schloss mein Fahrrad an einem Laternenpfosten auf der Brücke ab und sprang die Treppe hinunter. Zu meiner Überraschung war die Allee erstaunlich leer. Nur wenige Menschen schlenderten mir entgegen. Einige grüßten, die meisten waren in Gedanken versunken. Zufrieden atmete ich die frische Luft ein, die nach gemähtem Gras roch. Das Wasser der Seine glitzerte zwischen den Baumstämmen verschwörerisch zu mir herauf.

Ich war noch nicht weit gekommen, als ich plötzlich angerempelt wurde. „Was...“, setzte ich an.

„Pass doch auf!“, blaffte mich der Jogger wütend auf Englisch an, bevor er kopfschüttelnd weiterlief.

Ich war viel zu perplex, um zu antworten. Tourist! Doch meine Wut verrauchte schnell, während ich weiterlief. Diesen Abend ließ ich mir nicht verderben. Ich suchte mir eine Bank aus, von der aus ich einen guten Blick auf das gegenüberliegende Seine-Ufer hatte. Obwohl sich der Sommer kurz vor den ersten Herbsttagen noch einmal in voller Pracht zeigte, war ich froh, eine Jacke übergezogen zu haben. Die abendliche Luft war kühl und ließ mich angenehm frösteln.

Ich hing meinen Gedanken nach, bis im Osten die Vorböten der Nacht heraufzogen. Das Licht wurde zunehmend schwächer. Ich wollte gerade aufstehen, als sich plötzlich eine Hand wie ein Schraubstock um meinen Oberarm krallte. Erschrocken blickte ich zu dem Mann hinunter, der neben meiner Bank halb im Gebüsch verborgen hockte. Die unrasierten Wangen waren eingefallen, die Haut aschfahl. Aus seinen Augen sprach die blanke Angst. „Bitte“, keuchte er. „Nehmen...“ Er hustete fürchterlich, ohne meinen Arm loszulassen. „Nehmen Sie das.“

Mit zitternden Fingern drückte er mir einen kleinen Zettel in die Hand. Automatisch schloss ich die Faust um das dünne Papier. Sein Blick klammerte sich einige Sekunden an mich. Dann brach er zusammen, die Hand löste sich von meinem Arm und schlug dumpf zu Boden.

Wie erstarrt saß ich da.

Dann fiel mir ein, dass ich einen Krankenwagen rufen musste. Wie in Zeitlupe tippte ich den Notruf in mein Handy.

Die Stimme am anderen Ende klang ruhig. Mit erstaunlicher Präzision formulierte sie Fragen, die ich größtenteils nicht beantworten konnte. Erst nachdem ich aufgelegt hatte, drehte sich die Welt plötzlich wieder in normaler Geschwindigkeit. Mit klopfendem Herzen kniete ich mich neben den Mann,

versuchte, ihn anzusprechen, tastete nach seinem Puls, erst am Unterarm, als ich nichts spürte, auch am Oberarm.

Mit einem Mal stand ein weiterer Mann neben mir, ein Passant, er schob mich beiseite und begann mit der Reanimation. Eine Frau blieb ebenfalls stehen und kam dem Mann zu Hilfe. Ich stolperte zurück, weg von dem Toten.

„Du stehst schon wieder im Weg!“ Der Tourist.

Das fehlte mir jetzt noch.

Ich spürte wie mein Geduldsfaden riss. Wutentbrannt wirbelte ich zu ihm herum, stellte mich breitbeinig vor ihn hin. „Was fällt dir eigentlich ein?“, fauchte ich auf Englisch. „Glaubst du, das ist dein Weg, wo dir jeder Platz machen muss? Als wäre es der Weltuntergang, wenn du einfach Mal ausweichst!“

Er starrte mich an. Erst jetzt fiel mir auf, dass er kaum älter sein konnte als ich. Dann wanderte sein Blick zu den beiden Passanten, die immer noch neben dem toten Mann hockten.

Mir wurde übel. Es war gerade ein Mann direkt vor meinen Augen gestorben. *Atmen. Einatmen. Ausatmen.* Ich wankte. Wenn ich mich jetzt übergeben musste, dann hoffentlich direkt auf die Schuhe dieses Engländers. Zu meiner Überraschung erholte der sich recht schnell von dem Schock. Mit einem Blick schien er zu sehen, dass seine Hilfe bei dem Mann nicht gebraucht wurde. Also packte er mich am Arm und zerrte mich zur nächstbesten Bank.

„Hinsetzen!“, befahl er.

Gehorsam ließ ich mich fallen. Im nächsten Augenblick beförderte er eine Trinkflasche zutage, die er mir in die Hand drückte. Wortlos nahm ich einige Schlucke.

Wir saßen schweigend nebeneinander, bis der Notarzt eintraf. Auch die Polizei war dabei. Die Beamten sperrten die Allee großzügig ab, befragten den Mann und die Frau und schließlich kam einer von ihnen auch auf mich zu. Schnell war

klar, dass ich kaum Auskunft geben konnte, also notierte er sich meine Kontaktdaten und verabschiedete sich zum Glück gleich wieder.

Bevor ich wusste, wie mir geschah, hatte sich der Engländer meinen Arm geschnappt und führte mich zielstrebig weg vom Tatort. Erst als das geschäftige Treiben von Notarzt und Police nationale nicht mehr zu hören war, lenkte er mich zu einer weiteren Bank.

„Du warst als erste dort, oder?“ Er blickte mich von der Seite an.

Mein Blick war auf das gleichmäßig fließende Wasser gerichtet, aber ich nahm es nicht wirklich wahr. „Er hat noch gelebt und dann...“ Wie schwach meine Stimme klang! Als wäre ich ein verschrecktes kleines Mädchen. Aber vielleicht war ich das auch.

Erst jetzt bemerkte ich, dass sie meine Hand noch immer um ein Stück Papier krampfte. Langsam öffnete ich die Faust und starrte auf den Zettel.

Der Engländer tat es mir gleich. „Was ist das?“

„Schau mal.“ Joshua riss mir das Papier aus der Hand. Auf dem kleinen Blatt prangte blassgrau ein rundes Emblem. Ich wusste nicht, was es darstellte, aber auf seltsame Weise kam es mir bekannt vor. „Das ist aus der Bibliothek“, murmelte Joshua abwesend.

„Bibliothek? Welche Bibliothek? Davon gibt es in Paris mindestens fünfzig“, erwiderte ich genervt.

„Nein wirklich, ich war da erst heute. Wie hieß die gleich?“

Nachdenklich drehte er den Zettel auf die andere Seite und musterte ihn ganz ausführlich.

„Was steht drauf?“ Ich versuchte, ihm über die Schulter zu linsen, aber da reichte er mir den Zettel schon mit verwirrtem Blick zurück. Auf dem Papier reihten sich Zahlen scheinbar willkürlich aneinander.

Und darunter spreizte sich ein seltsam anmutendes Zeichen.

7012329421156

死

„Was bedeutet das?“ Meine Stimme war zu einem Flüstern geworden.

„Ich habe keine Ahnung.“ Die Stirn des Engländers schlug Falten. „Aber wenn dieser Mann dafür gestorben ist, könnte das eine verdammt wichtige Sache sein.“

Erschrocken sah ich ihn an. „Du denkst, er ist dafür gestorben?“

„Warum sollte er dir sonst den Zettel geben, bevor er stirbt? Wenn es nicht wichtig wäre, hätte er seine letzte Kraft bestimmt für was anderes verwendet.“

Das ergab Sinn. „Ich bin Arianne“, sagte ich unvermittelt.

Er grinste. „Sehr Französisch. Ich bin Joshua.“ Wir schüttelten uns die Hände. „Also Arianne, nachdem du der Polizei offensichtlich ein Beweisstück vorenthalten hast, liegt es jetzt an uns, diesem Gekritzel auf den Grund zu gehen.“

Wie bitte? „Was sollen wir denn da auf den Grund gehen? Wir haben keine Ahnung, was diese Zahlen bedeuten oder wo wir überhaupt anfangen sollen zu suchen. Ich gehe einfach zur Polizei und sag, dass ich es in meinem Schockzustand vergessen hab.“ Ich zog den Reißverschluss meiner Jacke zu und stand auf.

„Hey nein warte mal.“ Joshua schnappte sich meinen Ärmel.

Ich verzog das Gesicht, als er die Stelle traf, an der mich der Mann gepackt hatte.

„Die Polizei interessiert das bestimmt nicht. Der Mann war nur ein Clochard.“

Ja wahrscheinlich. Ich drehte das Papier in den Händen. In mir regte sich die Neugier. Ob die Zahlen eine Bedeutung

hatten? Vielleicht war es eine Botschaft. *Oder gar nichts*, unterbrach ich meine Überlegungen. Ich blickte mich suchend nach dem nächsten Abfalleimer um.

„Bibliothèque Mazarine!“, rief Joshua plötzlich aus. „Da hab ich dieses Symbol heute gesehen. Das Papier muss von dort stammen.“

Ich verharrte mitten in der Bewegung. Nachdenklich musterte ich das graue Emblem. Joshua konnte tatsächlich Recht haben. Ich war bisher erst zweimal in der Bibliothèque gewesen, aber mir war sofort aufgefallen, dass beinahe alle Bücher dort mit einem Emblem geprägt waren. Gut möglich, dass es dieses war. Ich warf einen Blick auf mein Handy. Es war fast acht. „Na schön“, sagte ich schließlich. „Aber die Bibliothek hat bestimmt längst zu. Wenn wir etwas herausfinden wollen, müssen wir da irgendwie reinkommen.“ Die Neugier hatte gesiegt.

Auf Joshuas Gesicht breitete sich ein Grinsen aus. „Das überlegen wir uns auf dem Weg. Los komm, wir müssen nur die Seine entlang, dann sind wir schon da.“

Zwanzig Minuten später standen wir auf der Pont des Arts und blickten auf das Institut de France, dessen barocke Fassade von Scheinwerfern in warmes Licht getaucht wurde. Direkt vor uns brausten die Autos über den Quai de Conti und auf der anderen Seite der Seine ragten die weitläufigen Bauten des Louvre in den Nachthimmel. „Wir hätten uns ja auch die Stadtmitte aussuchen können“, spottete ich.

Joshua ignorierte meinen Kommentar. Zu unserem Vorteil schlenderten noch jede Menge Menschen über die Brücke, sodass wir kaum auffielen. Trotzdem ließ ich immer wieder den Blick scheinbar gelangweilt über den Fluss schweifen, um nicht zu auffällig hinüber zum Institut zu starren.

Joshua hatte da weniger Hemmungen. „Die Bibliothek ist im Ostflügel“, murmelte er. „Durch den Haupteingang kommen

wir unmöglich rein, aber es gibt ganz sicher mindestens einen Seiteneingang.“ Er starrte das Gebäude an, als erwarte er, dass es demnächst das Sprechen anfing. „Okay, ich hab eine Idee.“

Diesmal wich ich ihm aus, bevor er meinen Arm packen konnte. Er hob nur eine Augenbraue und schnappte sich meine Hand. Protestierend rammte ich die Füße in den Boden. Er drehte sich zu mir herum, sein Blick war genervt. „Was ist das Problem, Mädchen? Wir sind unauffälliger, wenn wir...“

Plötzlich entdeckte ich etwas hinter ihm. Schnell presste ich ihm die Hand auf den Mund und zerrte ihn hinüber zu einer Baumgruppe. Mein Herz pochte wie wild, als ich mit Joshua im Schatten der Pflanzen verschwand.

„Was soll das?“, zischte er wütend.

Ich erwiderte nichts, sondern deutete auf drei schwarze Autos, die sich verdächtig langsam über den Quai schoben. Dann bogen sie plötzlich hinter dem Institut in eine kleine Seitenstraße ein und verschwanden aus dem Licht der Straßenlaternen. „Wir müssen da rüber“, zischte ich.

„Ach, das fällt dir jetzt auf?“, knurrte Joshua. „Und was sollte das gerade? Als ob jedes schwarze Auto auf einmal verdächtig ist. Verdammt, wir sind keine Geheimagenten in einem Film, klar?“ Ich sah ihn stirnrunzelnd an. *War ihm aufgefallen, dass wir gerade versuchten, in eine Bibliothek einzubrechen?*

Er trat aus dem Schatten der Bäume heraus und steuerte zielstrebig auf den Zebrastreifen zu.

Mir blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Auf einmal kam ich mir kindisch vor. Er hatte Recht. Warum sollten irgendwelche Autos verdächtig sein, nur weil wir versuchten, eine Botschaft zu entschlüsseln, die mir ein Mann in die Hand gedrückt hatte, kurz bevor er gestorben war? Das Ereignis kam mir jetzt schon völlig absurd vor. Und doch war da eine Stimme in mir, die sich fragte, ob vielleicht doch mehr dahintersteckte. Diese Stimme war schuld, dass ich einem

wildfremden Touristen hinterherlief, der kratzbürstig und arrogant war.

Nachdem wir die Straße überquert hatten, wandten wir uns nach links. Direkt hinter dem Ostflügel des Instituts bogen wir in die Seitengasse ab, in die die Autos verschwunden waren. Hier waren weniger Straßenlaternen und bald ließen wir den Lärm des Quais hinter uns. Es waren keine Menschen zu sehen, nur ab und zu fuhr ein Auto vorbei. Die Straße machte einen Knick. Und direkt in der Kurve parkten die schwarzen Wagen.

Ich hielt die Luft an. „Da sind sie“, hauchte ich.

„Das seh ich auch“, murmelte Joshua.

Wir gingen automatisch langsamer. An den Ostflügel des Instituts schloss sich eine Kunstgalerie an. Die beiden Gebäude standen separat, doch sie waren durch eine hohe Mauer verbunden, in die eine schmucklose Zweiflügeltür aus Holz eingelassen war. Die Tür stand offen. Ich wollte schon loslaufen, als Joshua mit einem Nicken zu den Autos wies. Zwei schwarzgekleidete Männer stiegen aus dem hinteren. Hektisch sah ich mich um.

Es gab keine Deckung.

Joshua schien den gleichen Gedanken zu haben, denn im nächsten Moment schlang er seine Arme um mich und zog mich nah zu sich heran.

Wie erstarrt stand ich da. Mir stieg ein feiner Schweißgeruch in die Nase vermischt mit einem betont männlich riechenden Deo. Ich hatte ganz vergessen, dass Joshua noch in seinen Sportklamotten steckte.

Obwohl sich alles in mir sträubte, legte ich unbeholfen meine Arme um ihn. *Meine Güte, jetzt stell dich nicht so an!*

„Ich bin nicht zerbrechlich, Süße“, raunte mir Joshua ins Ohr.

Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Was passierte hier gerade? Ach ja, atmen. Ich sog scharf die Luft ein.

„Mach' ich dich nervös?“

Ich konnte eindeutig seine Belustigung hören.

Nach einigen weiteren Atemzügen verzog sich der Nebel aus meinem Kopf und ich lugte vorsichtig über Joshuas Schulter. Die beiden Männer unterhielten sich mit dem Fahrer. Dann ging der eine zum Kofferraum und zog ein Bündel heraus. Eine Waffe? Sein Blick wanderte zu uns. Mir blieb fast das Herz stehen. Aber dann knallte er gelangweilt den Kofferraum zu, brüllte seinem Kumpanen etwas zu und die beiden stiefelten auf die Tür in der Mauer zu.

„Würde mich nicht wundern, wenn du gerade deine Fingernägel auf meinem Rücken verewigt hast“, zischte Joshua.

Die Röte stieg mir in die Wangen. Schnell lockerte ich meinen Griff. „Was jetzt?“, fragte ich. „Der Fahrer ist noch im Auto.“

„Dann darf er uns eben nicht sehen. Komm!“ Diesmal ließ ich zu, dass er meine Hand nahm.

Wir schlichen so unauffällig wie möglich an die Autos heran.

„Er liest Zeitung“, flüsterte ich.

Joshua nickte grimmig. „Das ist unser Stichwort.“

Wir rannten los. Falls der Fahrer uns in den Rückspiegeln sah, konnten wir gleich einpacken. Wir stolperten durch die Tür. Dahinter lag ein kleiner gepflasterter Platz, der durch die beiden aufeinander zustrebenden Hausfassaden beinahe dreieckig war. Zwischen den Gebäuden blieb ein schmaler Pfad, durch den sich gerade so eine Person zwängen konnte. Der kleine Platz bot keinerlei Deckung. Wenn der Fahrer uns gesehen hatte, dann brauchten wir ein Versteck, und zwar schnell.

„Da!“ Joshua deutete auf die Fassade des Instituts. Erst jetzt entdeckte ich die schmale Holztür, die farblich perfekt zu dem hellen Stein passte. Wir rannten los. Die Tür war

unverschlossen. Atemlos stolperten wir in den Flur dahinter.
Dunkelheit umfing uns.

To be continued ...